

Gelterkinder und sein Pfarrer in den Dreissigerwirren

Autor(en): Gustav Steiner
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1955

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/819c8529-e6f5-4bc8-bc24-e359d4a4f519>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Gelterkinden und sein Pfarrer in den Dreißiger Wirren

Von Gustav Steiner

Vor mir liegt ein Brief, der, in der damals üblichen Weise, zusammengefaltet und versiegelt war und der die knappe Aufschrift trägt: «Herrn Pfarrer Buxtorf, Lostorf.» Die Botschaft sollte persönlich abgegeben werden. Sie erreichte den Adressaten nicht. Die Sieger vom 3. August 1833 waren Herren im Land. Der Brief wurde abgefangen. Vor einigen Jahren ist er durch Zufall in meine Hand gekommen. Das Siegel ist zerbrochen, nur das lateinische Wort *utile* ist völlig, und vom Verbum *miscere* sind ein paar Buchstaben lesbar geblieben. Enthielt die Devise die Mahnung zur Standhaftigkeit, weil Glück und Unglück im Leben gemischt sind? Die Schriftzüge, in altmodischer Current, verraten die Eile, in der sie von der Hand der Pfarrfrau geschrieben sind, die in angsterfüllter Sorge ihrem flüchtigen Mann die Ereignisse mitteilte, von denen Gelterkinden nach dem 3. August betroffen wurde.

So oft ich das Schriftstück überlese, berührt mich die Unmittelbarkeit der anspruchslosen Erzählung und nicht weniger die Gemütsbewegung, die, wenn auch beherrscht, durchbricht. In unsern geschichtlichen Betrachtungen kreisen unsere Gedanken immer wieder in einseitigem Selbstbedauern um das bittere Schicksal, das die Stadt nach der Katastrophe erlitten hat. Nur zu leicht übersehen wir, was in den stadttreuen Gemeinden geschah, deren Geschick an dasjenige der Stadt gebunden war. Der vorliegende Brief zeigt uns, wenn auch nur ganz fragmentarisch, das «Nachher» in einer solchen, mit der Umgebung verfeindeten, von der Stadt isolierten und gänzlich verlassenen Gemeinde. Und wenn im folgenden versucht wird, den Brief in den größern Zusammenhang einzuordnen und etwas ausführlicher von dem Geschick der Gemeinde Gelterkinden zu reden, dann lassen wir uns von dem Gedanken

leiten, daß dieses Geschick bedingt wurde durch die Treue, mit der die Bürger von Gelterkinden zur Stadt hielten. Diese Treue, die auch im Unglück nicht wankend und erst durch das letzte völlige Versagen der Stadt enttäuscht wurde, soll in ehrender Erinnerung bewahrt werden.

Der Brief läßt uns auch hineinblicken in ein wirkliches Vertrauensverhältnis von Pfarrer und Gemeinde. Er ist insofern ein nicht unwichtiges Dokument im Streit über die Frage nach der Haltung der Geistlichen auf der Landschaft. Hier, in Gelterkinden, gehörte der junge Pfarrer in eine Schicksalsgemeinschaft, die etwas von jener aufbauenden Kraft spüren läßt, die in Dienst und Bruderliebe das Leid überwindet und Licht ausstrahlt.

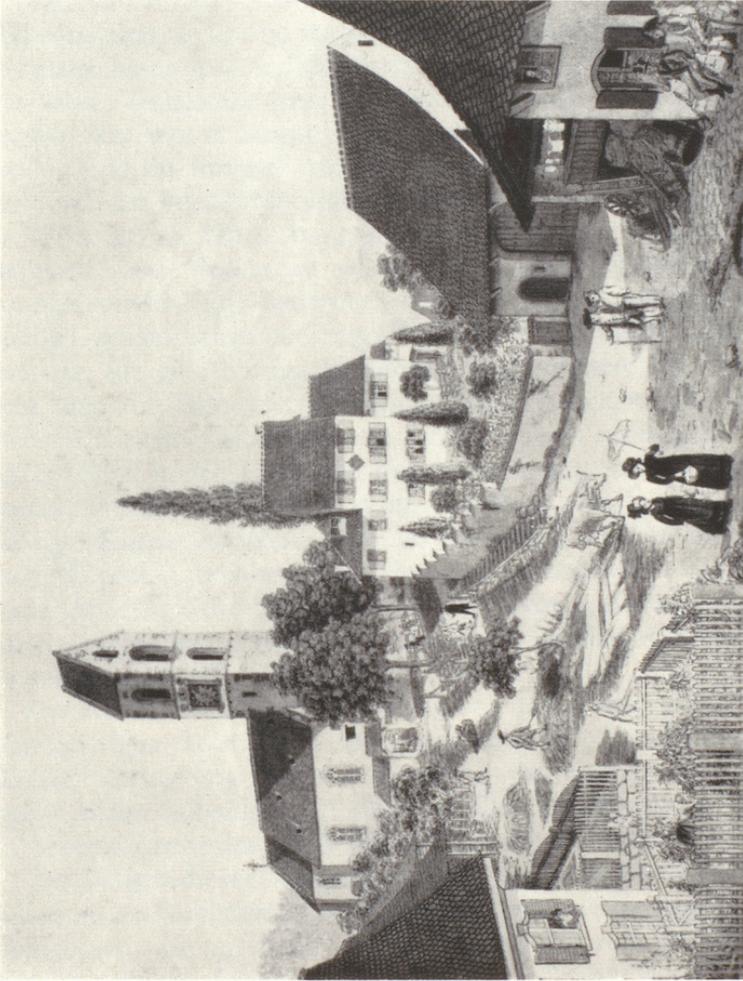
*

Johann Rudolf Buxtorf wurde am 6. Oktober des Jahres 1800 in Basel geboren. Er entstammte einem Geschlecht, das Ende des 16. Jahrhunderts eingewandert war und das Bürgerrecht erworben hatte. Der Christenname Johannes erfreute sich besonderer Beliebtheit. Ihn trug der Aelternvater, der 1590 die Professur für hebräische Sprache an der Basler Universität erhielt, die auf seine nächsten Nachkommen gleichen Vornamens übertragen wurde. Vater, Großvater und Urgroßvater unseres Johannes — alle drei auf denselben Evangelistennamen getauft — waren Aerzte, zwei von ihnen besetzten das Stadtarztamt. Johann Rudolfs Mutter war Salome Müller. Ueber seinen frühen Lebensgang wissen wir nicht viel mehr, als daß er Theologie studierte, mit 25 Jahren ordiniert wurde und schon ein Jahr darauf die Pfarrstelle der schönen und großen Basler Gemeinde Gelterkinden erhielt. Wieder ein Jahr später, 1827, verheiratete er sich mit der um vier Lenze jüngeren Maria Preiswerk. Die Hochzeit wurde in Gelterkinden gefeiert.

Er hatte sich erst so recht in die Gemeinde eingelebt, als der Streit um die neue Verfassung die Dreißiger Wirren auslöste. Gelterkinden wurde zu einem eigentlichen Zentrum des Widerstandes gegen die gewalttätige Ablösung von der Stadt, ähnlich wie das Reigoldswiler Tal. Hier kamen wiederholt in

der Zeit schwerster Bedrängnis die Pfarrer der städtisch gesinnten zunächst gelegenen Dörfer zusammen.

Nach dem Muster radikaler Demonstrationen in andern Kantonen organisierten die Führer der Baselbieter Bewegung Landsgemeinden, die an die Basler Regierung in ultimativer Form ihre Forderungen stellten. Damit erhielt der Kampf um die politische Gleichberechtigung, die sich auf die Rechtserklärung vom 20. Januar 1798 berufen konnte, den Charakter der Auflehnung gegen Gesetz und Obrigkeit, wie denn auch der Freiheitsbaum wieder zum Symbol der revolutionären Erhebung wurde. Der Gegensatz zwischen der Stadt, die sich dem «Zeitgeist» widersetzte, und der «von Radikalismus und Tyrannenhaß geradezu überschäumenden Landschaft waren gerade so groß wie der beiderseitige Eigensinn und die Schwäche der Tagsatzung». Mit diesen Worten des schweizerischen Geschichtsschreibers Gagliardi ist das Wesentliche, wenn auch nur in groben Umrissen und ohne Differenzierung der Verhältnisse innerhalb der Stadtbürgerschaft und der Bauernsame ausgesprochen. Zutreffend bleibt auch das Wort eines Zeitgenossen der Regeneration: Johann Caspar Bluntschli, der für den Radikalismus nichts übrig hatte, der Stadt also parteipolitisch nahe stand, schrieb vierzehn Tage nach dem verhängnisvollen 3. August an Wilhelm Wackernagel: «Gott gebe eurer Stadt Geduld, da er ihr kein leitendes Talent in der Not gegeben hat.» Man hat in Basel nach jedem Mißerfolg und namentlich nach der Katastrophe Sündenböcke gezeichnet. Es fehlte ja auch nicht an Halbheiten, Unentschiedenheiten, an ordre und contreordre, an unüberlegten gefühlsbedingten Fehlentscheiden; die militärische Organisation stand in keinem Verhältnis zu dem, was man unternehmen wollte; die Entschlossenheit, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, glich einem Strohfeuer; die Ablehnung der eidgenössischen Vermittlung — so prekär diese letztere auch sein konnte — wurde nicht durch eigene, der friedlichen Beilegung dienende Fähigkeit kompensiert. Aber das waren die negativen Erscheinungen. Das Schlimmste war, daß die positiven Eigenschaften nicht vorhanden waren: es fehlte an einem wahrhaft staatsmännischen «die



Gelterkinden. Gez. von J. J. Übelin. Diac. Theod. 1821 (Staatsarchiv Basel-Stadt)



allgemein eidgenössischen Interessen wie die Erfordernisse der Zeit erwägenden Standpunkt». Der Stadt, die sich ihrer kulturellen Ueberlegenheit rühmte und rühmen durfte, war tatsächlich kein leitendes Talent gegeben.

Man hat für den schlimmen Ausgang bald den Rat, bald die Offiziere, einmal die und einmal jene Kommission verantwortlich gemacht, einmal die Handwerker und einmal die Pfarrer. Das sind Verlegenheitserklärungen. Mit dem Einfluß der Handwerker war es längst dahin; ihre Vertretung in der Regierung und ihr Einfluß war ganz gering. Das Zunftregiment war durch das Ratsherrenregiment abgelöst. Wo ein zielbewußter Wille ist, da kann, sogar ohne demagogische Künste, die Mehrheit eines Volkes zu gemeinschaftlichem Handeln gewonnen werden. Die Bauernerhebung im Jahre 1798 kam zu friedlich-schiedlichem Austrag, weil die Stadt über Talente verfügte, die eine blutige Revolution verhinderten. Der Verzicht, den die Bürgerschaft damals auf politischem wie auf wirtschaftlichem Gebiet leistete, war ungleich schwerer, als was der Stadt in den Jahren der Regeneration zugemutet wurde. Damals wurde mit der Erklärung, daß Stadt und Land einen einzigen Körper bildeten, auch die Forderung der Vertretung nach Kopffzahl erhoben, zum handgreiflichen Nachteil der Stadt. Aber weil die Stadt über Köpfe verfügte, die auch den Bauern imponierten, verzichtete damals die Landschaft freiwillig auf ein starres Prinzip.

Die Kritik, die in allen, in städtischen und landschaftlichen Darstellungen, bald ganze Gruppen, bald einzelne Personen für die Verwirrung und die Trennung des Kantons haftbar macht, bleibt notgedrungen einseitig. Den ausschlaggebenden Tatbestand nennt das Wort Bluntschlis, das wir zitiert haben.

Die Folgen dieses Mangels sind uns bekannt: Gewalttätigkeiten bis zu furchtbarem Vandalismus; partielle Trennung in Gemeinden, die zur Stadt, und in solche, die zum neu konstituierten Kanton Basel-Landschaft hielten; ständige Bedrohung der Stadtreuen durch die Aufständischen, um sie zum Anschluß zu zwingen; aussichtslose kriegerische Handlungen von seiten der Stadt; Totaltrennung.

Die Partialtrennung nahm ihren Anfang durch den «törrichtesten Beschluß, den die Geschichte unserer Stadt kennt»: trotz heftigen Widerstandes im Großen Rat siegte der Antrag der Regierung, den Gemeinden, die sich nicht durch Mehrheit zur Annahme der Verfassung erklärt hatten — es waren 46 an der Zahl — die städtische Verwaltung zu entziehen. Nur die Pfarrer und Schullehrer hatten an ihrem Platz zu bleiben. Daraufhin konstituierte sich der Kanton Basel-Landschaft, und die Landschäftler Regierung sorgte dafür, daß den Basler Pfarrern, insofern sie nicht durch einen Putsch verjagt oder durch einen Beschluß vor die Alternative Stadt oder Land gestellt wurden, das Leben gründlich verleidet wurde. Es ist nicht verwunderlich, daß Matthias Buser, Schulmeister in Thürnen und Diepfingen, als Aristokrat verschrien, täglich am Leben bedroht, sich so und so oft auf Gelterkinden retirierte und schließlich nach Basel ging, um dort, statt mit Buchstabieren, sein Brot durchs Posamenten zu verdienen.

Zu den stadttreuen, in den Augen der Aufwiegler: zu den «störrischen» Gemeinden, gehörte Gelterkinden. Man gewinnt den Eindruck, daß die Treue dieser Gemeinden in Basel als eine Art Selbstverständlichkeit hingenommen wurde, sonst wäre nicht darüber diskutiert worden, ob man erst auf einen Hilferuf antworten müsse. Der Gedanke einer förmlichen Trennung, der schon früh in der Stadt ernstlich erwogen, in der Landschaft anfänglich fast einmütig verworfen wurde, läßt eine fühlbare Brüchigkeit brüderlicher Zusammengehörigkeit erkennen. Die Stadttreuen waren fortwährend den Gewalttätigkeiten ausgesetzt, während die Lösung des Konfliktes zusehends problematischer wurde.

In den ersten Januartagen 1831 suchten zwei Kavalleristen den Pfarrer von Gelterkinden auszuheben. Der Handstreich mißlang. Kurz darauf überwältigten die Baselbieter, die mit Kanonen aufrückten, das Dorf. Der Gemeinderat versprach, die Befehle der provisorischen Regierung entgegenzunehmen. Der Eid aber wurde verweigert. Daraufhin wurde das Dorf von den Aufständischen besetzt und nach Möglichkeit entwaffnet. Dem Pfarrer geschah nichts.

Anders in Reigoldswil. Unter Todesgefahr mußte sich Pfarrer Linder verbergen, — ein Mann «von lauterer Herrenhutscher Frömmigkeit und Liebe», der als bibelgläubiger Christ den Gehorsam gegen Gott und die Obrigkeit predigte, und der in seinem kindlichen Gottvertrauen Haß mit Liebe erwiderte. Weil die Gemeinde unerschütterlich zu ihm hielt, war er den neuen Regierungsmännern doppelt verhaßt.

Es ist übertrieben, wenn der Widerstand in diesen Gemeinden, wie es durch Weber geschieht, auf die «übermenschlichen Anstrengungen ihres Seelsorgers» zurückgeführt wird. Johann Rudolf Buxtorf zum Beispiel war kein demagogisch veranlagter Pfarrer. Mit seiner Frau wuchs er ganz einfach in die Gemeinde Gelterkinden hinein, teilte mit ihren Gliedern Angst und Zuversicht, Hoffnung auf Frieden und bittere Enttäuschung, den Widerwillen gegen die Liestaler Diktatur und die rücksichtslosen Machthaber. Das schlichte, selbstverständliche unpathetische Zusammengehen mit den Vorstehern der Gemeinde trug dem noch jugendlichen Pfarrer Zuneigung ein und dauerhafte Anhänglichkeit.

Zu den Freunden der Pfarrerrfamilie gehörte der — noch jüngere — Statthalter im benachbarten turbulenten Sissach, der auf Befehl seiner Regierung dort auszuharren hatte, obschon sein Leben ständig in Gefahr war und die täglichen Aufregungen seine Gesundheit allzufrüh erschütterten. Frau Lucie Burckhardt-Jacot berichtet in ihren Erinnerungen: «Jeden Morgen machte ich mich für den folgenden Tag aufs ärgste gefaßt, und täglich hielten wir mit den befreundeten Pfarrern Burckhardt in Sissach, Sarasin in Tenniken, und Buxtorf in Gelterkinden, Zusammenkunft bei uns ab, bei der die Neuigkeiten gegenseitig erzählt und besprochen wurden.» Ende 1831 erhielt er die Ermächtigung, den unhaltbaren Posten in Feindesland zu quittieren und nach Gelterkinden zu übersiedeln. Dorthin wurde auch ein städtischer Kommissär gesandt, so daß Gelterkinden (wie Reigoldswil) ein Stützpunkt der Stadt in den abgeschnittenen Gemeinden — zugleich freilich ein Stein des Anstoßes für die provisorische Regierung wurde.

Der Zorn über das Abseitsstehen einer Gemeinde, die weit-

hin berechtigtes Ansehen genoß, verbunden mit der gewalttätigen Rechthaberei der aufständischen Führer, es «denen» zu zeigen, wer Herr im Lande sei, kam zum Ausbruch, als die Basler Bürgermeister, mehr oder weniger geheim, im teilweisen Einverständnis mit der Militärkommission, den bittenden Abmahnungen der eidgenössischen Repräsentanten zuwider, beschlossen, 160 Mann der Standestruppe als Garnison nach Gelterkinden zu schicken. Voraussetzungen und Vorbereitungen waren derart, daß von den neun Mitgliedern des Militärkollegiums zwei das allen Zufälligkeiten ausgesetzte, absolut nicht ernsthaft gesicherte Unternehmen glattweg als ein aussichtsloses Abenteuer durchaus verwarfen, und auch die übrigen sieben Mitglieder ihre schweren Bedenken nicht verhehlten.

Die traurige Geschichte dieser Expedition ist bekannt. Viel zu früh für die Basler ertönten die Sturmglocken durchs ganze Land; über tausend Mann Landschäftler eilten gegen Gelterkinden, «eine fürchterlich tobende unaufhaltbare Menge», die nun den Rückzug der «Stänzler» forderte. Das Dorf wurde umzingelt, während die Repräsentanten mit den eidgenössischen Truppen abmarschierten, dem Schicksal seinen Lauf lassend. Etwa 30 junge Gelterkinder unterstützten die Garnisonler, «die sich die Nacht hindurch wie Löwen mit der größten Hartnäckigkeit verteidigten» — es ist das Zeugnis eines Baselbieter Zeitgenossen. Der Uebermacht konnten sie auf die Dauer nicht widerstehen. Das erkannte auch der Gemeinderat, der die Truppen nicht begehrt hatte und jetzt dringend den Abmarsch der Basler wünschte, um das Dorf vor einem Gemetzel zu retten. Bereits war die Truppe schon derart erschöpft, zudem nur ungenügend noch mit Patronen versehen, daß mit dem anwesenden Chef der Baselbieter Regierung keine verbindliche Kapitulation mehr konnte abgeschlossen werden, sondern vorzeitig der Rückzug angetreten wurde. Jetzt war Gelterkinden preisgegeben. «General» Buser forderte selber zu Raub und Mord auf. Nach dem Zeugnis der beiden Repräsentanten hausten die siegreichen Bauern im Dorf «wie in Feindesland». Laharpe faßte später sein Urteil dahin zusammen:

«L'incendie, le meurtre et la violence ont souillé la prise de cette commune.» Was an Grausamkeiten begangen wurde, hat sich im ganzen Verlauf der Dreißiger Wirren nie wieder ereignet, auch nicht am verhängnisvollen 3. August. Was geschah, vollzog sich unter Befehl und Assistenz der anwesenden Mitglieder der Baselbieter Regierungskommission und ihrer Freunde.

Selbstverständlich wurde das Quartier des Statthalters, das «Röbli», ausgeplündert. Dann wurde das Haus angezündet, der Brand konnte aber durch besonnene Leute gelöscht werden. Statthalter Burckhardt wurde gefangengenommen, unter ständiger Lebensbedrohung mißhandelt und wie ein Verbrecher nach Liestal geführt. Das eine seiner Kinder, das sich zum Schutz vor Flintenkugeln auf den Zimmerboden legen mußte, war der spätere Rektor des Basler Gymnasiums, Fritz Burckhardt, der jedem, der einst durch jene Pforte auf dem Münsterplatz gegangen ist, auch den Landschäftler Gymnasiasten, als ein Mann von seltener Liebenswürdigkeit unvergeßlich ist.

In der furchtbaren Nacht vom 6. auf den 7. April blieb auch das Pfarrhaus nicht verschont. Frau Burckhardt notiert in ihren Aufzeichnungen, daß am Morgen Herr und Frau Pfarrer Buxtorf zu ihr kamen, um zu erfahren, wie es ihnen ergangen sei. «Auch sie konnten auf eine schreckliche Nacht zurückblicken, da sich das Pfarrhaus gerade an dem Platz befindet, wo unsere Leute am meisten und von allen Seiten waren bedrängt worden.» Tatsächlich war auch ins Pfarrhaus eine drohende Rotte eingedrungen, unter anderm zwei Biel-Benkener, die sich später rühmten, sie hätten zuerst im «Röbli» viel Branntwein getrunken und so viel ausgeleert, daß er den Leuten in der Stube in die Schuhe hineingeflossen sei. Im Pfarrhauskeller habe die Frau Pfarrer gesagt, sie sollten den Wein aus den Fässern trinken, er sei besser; sie hätten aber lieber den Flaschenwein mit der Jahreszahl 1746 getrunken. Der Pfarrer samt seiner Familie blieb heil. Es wurde ihm kein Leids angetan.

Wenn nach dem Rückzug der Garnisontruppe die Gelterkinder sich an die getrennten Gemeinden angeschlossen hätten,

um in Frieden leben und werken zu können: niemand durfte einen Vorwurf gegen sie erheben. Die Stadt, das lag jetzt am Tage, war nicht imstande, sie zu beschützen, und auf die eidgenössischen Repräsentanten war erst recht kein Verlaß. Aber das an der Gemeinde begangene Verbrechen erfüllte die Herzen mit Zorn und Abscheu. Wenn Gutzwiller nachträglich sein Bedauern ausdrückte, dann wirkte diese Kondolenz nur als Heuchelei.

Außer dem Pfarrer war der städtische Regierungskommissär Bernoulli, der sich vor den Verfolgern verborgen hatte, der einzige Basler in der Gemeinde. Er ließ durch den eidgenössischen Repräsentanten sich die schriftliche Zusicherung geben, daß Gelterkinden im Notfall mit eidgenössischen Truppen besetzt werde. Als die Repräsentanten eine Verordnung erließen, laut welcher binnen zweimal vierundzwanzig Stunden alle diejenigen das Baselbiet zu verlassen hätten, die nicht Landschäftler seien, woher und wes Standes sie immer seien, ansonst ihnen der eidgenössische Schutz entzogen werde, blieb sie ohne Wirkung. Die städtischen Regierungskommissäre verharteten wie die Pfarrer in den treuen Gemeinden an dem Platze, der ihnen von ihrer Regierung angewiesen war. Die einseitige Bestimmung wurde übrigens auch vom Vorort mißbilligt und aufgehoben. Sowohl Bernoulli als Pfarrer Buxtorf blieben unangefochten in Gelterkinden. Nach kurzer Schonzeit wurde auch Burckhardt als Statthalter wieder nach Reigoldswil beordert. So war auch ihm bestimmt, nicht nur die seelische Spannung aus dem unseligen Zustand, der nicht offener Krieg und doch Krieg war, mitzumachen, sondern auch an dem Ort unvergeßlichen Schreckens, noch einmal in Angst um die Seinen, den Ausgang der Dreißiger Wirren zu erleben.

Die Katastrophe vom 3. August 1833 wurde zwar durch das Gewehrfeuer im benachbarten Diepflingen und durch die Höhenfeuer oberhalb Gelterkinden und Reigoldswil eingeleitet; aber nur die äußersten Wellenbewegungen erreichten Gelterkinden selbst.

Seit den Apriltagen 1832 unseligen Angedenkens hielt sich die Gemeinde außerhalb jeglicher lauten politischen Teil-

nahme. Zwei Monate, bevor das letzte schwere Ungewitter losbrach, schien es sogar, als ob wenigstens für einen Tag die Schatten, die nie mehr ganz weichen wollten, von reiner ungesorgter Freude überstrahlt würden: am 2. Juni 1833 erschien der Basler Männerchor auf Besuch beim Gelterkinder Gesangverein. Man schöpfte damals neue Hoffnung, glaubte an baslerische und eidgenössische Hilfe in Gefahr, wagte wieder einmal sich volksfestlich zu freuen. Man spürt förmlich den Jubel im Brief des Schulmeisters Matthias Buser, der am Feste teilnahm, obschon er, als er durch Thürnen ging, verschrien und mit Steinen beworfen wurde. In Gelterkinden traf er «eine ungeheure Volksmasse». Der Empfang des Basler Vereins durch die Gastgeber «war rührend». «Bei der steinernen Brücke hing der schwarze Stab unseres Kantons in einem silbernen Felde und mit einem Blumenkranz umwunden hoch in der Luft zwischen zwei Pappelbäumen. Bei der obern Brücke war zwischen zwei Tannenbäumen eine Guirlande angebracht mit der Inschrift: ‚Herzlicher Willkomm dem befreundeten Gesangverein von Basel!‘ Auf der obern Seite stand:

„Sorge verschwindet, Freude sich findet,
Wo Harmonie die Herzen verbindet . . .“

Auch aus getrennten Dorfschaften kam eine Menge Volks. «Freundschaft und Bruderliebe las man auf allen Gesichtern. Freude über das Zusammensein, Wehmut über den traurigen Zustand der getrennten Gemeinden las man abwechselnd in den Augen der Bürger aus Liestalischem Gebiet.» — Die Aufzeichnungen Busers sind zwar vor 22 Jahren im Jahrbuch abgedruckt worden, aber es drängt sich auf, hier an dieses schöne Erlebnis der so schwer geprüften Gelterkinder zu erinnern, an diesen brüderlichen Empfang, den letzten im alten städtischen Verbande.

Als Matthias Buser ein paar Tage später zur regelmäßigen Konferenz in Gelterkinden erschien, da waren die andern Anwesenden, sieben Pfarrherren und dreizehn Schullehrer aus den zugehörigen Gemeinden «aufgelebter» als er. «Ich fürchtete mich wegen Diepflingen.» Er beruhigte sich erst, als einige Landjäger dorthin geschickt wurden. Auch dann noch wurde

regelmäßig des Nachts geschossen. Als nun aber die Meldung nach Basel kam, daß Diepflingen in der Hand der Landleute sei, und allgemein ein Angriff auf die stadtreuen Gemeinden befürchtet wurde, erfolgte, am 3. August 1833, der städtische Auszug. Darüber mußte man sich im klaren sein: wollte Basel nachher nicht als Friedensbrecher gebrandmarkt werden, dann durfte dieser Auszug nicht mit Halbheiten, sondern nur mit einem ganzen Erfolg endigen. Sein Ausgang aber war ein totaler Mißerfolg.

Die Gelterkinder hielten sich außerhalb der blutigen Auseinandersetzung. Als am Nachmittag des 2. August die Ormalinger von der Gemeinde eine Erklärung verlangten, daß ihnen im Fall eines Landschäftler Aufgebotes aus Liestal der freie Durchpaß gestattet werde, legte sich Oberst ImHof ins Mittel: die Gemeinde mache sich, wenn sie zustimme, durch «Collaboration mit dem Feind» des Verrates schuldig. Der Gemeinderat aber blieb allen noch so dringenden Vorstellungen ImHofs gegenüber taub, er verbot ihm sogar, die Straße zu verbarrikadieren. In der Morgenfrühe des 3. August versammelte sich die ganze Gemeinde und beschloß, ohne sich um ImHof zu kümmern, den Ormalingern den Durchmarsch zu gestatten und nur eine Dorfwache ohne Uniformierung aufzustellen, um ja keinen Verdacht einer feindlichen Absicht zu erregen. Da befahl ImHof, Generalmarsch zu schlagen; aber der Gemeinderat hatte den Tambouren das Trommeln und auch jedes Aufgebot einer uniformierten Mannschaft verboten. Bereits rollte Kanonendonner durchs Tal. Gegen die Mittagszeit erschienen die Ormalinger und Rothenfluhler. Sie wurden vom Gemeinderat begrüßt und durch das Dorf geleitet. Da unterdessen der Ausfall der Basler bei Frenkendorf endgültig zum Stehen kam, konnten sie sogar noch in das für die Stadt so verderbliche Gefecht eingreifen.

In seiner Darstellung der Dreißiger Wirren hat Eduard Schweizer über den Gelterkinder Gemeinderat, der es nicht auf einen Waffengang mit den Ormalingern wollte ankommen lassen, ein so hartes und nach unserer Auffassung ungerechtes Urteil gefällt, daß wir nicht schweigend daran vorbeigehen

dürfen. Das Begehren der Ormalinger und Rothenfluhler wird als ein «sehr naives Gesuch» bezeichnet. «Basel sollte den Bürgerkrieg eröffnen, um Gelterkinden zu schützen», schreibt Schweizer. Das trifft neben die Wirklichkeit. Was Gelterkinden erhoffte, trotz aller bisherigen Enttäuschung, war die friedliche Beilegung der Unruhen durch eine eidgenössische Vermittlung. Man wollte nicht Bürgerkrieg, sondern Ruhe und Ordnung. Sogar in getrennten Gemeinden war man des Zankes müde. In Liestal selber bildete sich eine Mittelpartei von Männern, die mit den Führern nicht einverstanden waren. Und nun wollte sich Gelterkinden ganz einfach nicht durch Oberst ImHof zu einem militärischen Abenteuer mit unübersehbaren Folgen verleiten lassen. Eine derartige Aktion lief zudem den Instruktionen ImHofs zuwider. Die Stadt wollte nicht als Angreifer erscheinen. Als Statthalter Burckhardt eigenmächtig gegen das unruhige Diepflingen vorging — es war im Frühjahr 1833 — wurde sein Eingreifen durch das Staatskollegium einstimmig als «unklug» getadelt. Die Stadt ordnete damals zwei Kommissäre ab nach Gelterkinden, um ihm «vertrauliche Vorstellungen zu machen, daß die Regierung das größte Gewicht auf die Aufrechterhaltung des Friedens lege». Im Rückblick auf den Zug nach Gelterkinden wurde im Basler Ratssaal die Regierung vor einem «neuen Abenteuer» gewarnt. Muß endlich noch darauf hingewiesen werden, daß die mit Mauern und Türmen gesicherte Stadt, wie Eduard Schweizer wiederholt mit bitterer Ironie feststellt, jeweils eine ansehnliche Truppenmacht zu ihrem Schutz zurückhielt und daß auch am 3. August die Reserve sich nicht allzuweit von der Stadt entfernen durfte? Und das offene, bereits gebrandschatzte Gelterkinden? Wir wollen uns glücklich preisen, daß Basel nicht zum zweitenmal Unglück brachte über die treue Gemeinde.

Erbittert über den Gemeinderat suchte ImHof Freiwillige zu sammeln, aber nur drei Bürger folgten ihm und den 21 Landjägern. Er wollte den Gegnern in den Rücken fallen. In Böckten erfuhr er den Rückzug der Basler. Der Gemeinderat aber forderte ihn jetzt auf, mit seinen Mannen sofort die Ortschaft zu verlassen, um nicht neues Unglück über die Gemeinde

zu bewirken. Er bat auch den Statthalter Johannes Burckhardt, sich in eine obere Gemeinde zurückzuziehen, damit Gelterkinder von einem zweiten Blutbad verschont werde. Während dieser in der Kanzlei zusammenpackte, ging seine Frau mit den beiden Knaben voraus. In Rünenberg riet ihr Herr Lukas Grieder «ganz niedergeschlagen», die Reise bis Lostorf fortzusetzen, er wolle ihrem nachfolgenden Manne denselben Rat erteilen, «da die Gemeinde nicht in Gefahr kommen dürfe». Sie sollten den direktesten Weg einschlagen. Zwei Soldaten nahmen die kleinen Buben auf ihre Schultern. Sie mieden Zeglingen und Wisen; erst in einer Hütte auf Solothurner Gebiet rasteten sie. Die «dicke Bäuerin» schlug die Hände über dem Kopf zusammen und erzählte ihnen die Unglücksbotschaft: die Basler seien geschlagen, die Obersten Landerer und Wieland unter den Toten. Während sie dem Kaffee zusprachen, tauchte auch der Statthalter auf mit dem Schreiber. Er berichtete, daß ImHof mit seinen Landjägern ihnen folge. In Lostorf fanden sie, obschon die Zimmer bereits durch verschiedene Basler Familien besetzt waren, Unterkunft. Soviel erfahren wir durch die Aufzeichnungen von Frau Burckhardt. Von der Pfarrfamilie wußte sie nichts zu berichten.

Daß für die Städtischen alles verloren sei: darüber war kein Zweifel mehr möglich. Höchstens bestand die leise Hoffnung, daß die Tagsatzung dem Hader und Blutvergießen ein Ende setzen und dann den freien Willen der stadtreuen Dörfer schützen werde. Wenn sie schon von der Stadt sollten getrennt werden, dann nur so lange, bis in einer späteren Zeit der Zusammenschluß zum alten ungeteilten Kanton wieder möglich werde. Nichts konnte verhaßter sein als ein erzwungener Anschluß an das Liestaler Regiment. Ob aber die Tagsatzung, die unter zunehmendem Druck der radikalen Volkserhebungen stand, den Willen der Bevölkerung respektieren oder aber über die Gelterkinder wie über rechtlose Untertanen bestimmen werde, das war die Frage.

In die bisher treuen Gemeinden drangen nun die Sieger. Schlimm wurde gehaust in Reigoldswil. Auch Gelterkinder wurde besetzt. Auf dem großen Platz vor dem Pfarrhaus la-

gerte sich die gewalttätige Menge. Sie erhielt von der Gemeinde Brot und Käse. Die Waffen mußten ausgeliefert werden, und da es hierüber dunkelte, fing der Haufe an zu lärmen. Man drohte mit Plündern und Anzünden. Nur mit Mühe gelang es Dr. Hug, dem Sekretär der Landschäftler Regierung, die Leute aus dem Dorf zu bringen und die Gefahr abzuwenden.

Und der Pfarrer? Zu ihm hielten schützend Gemeinderat und Gemeinde. In einer Zeit, da die Gewalt wieder obenauf kam, wurde dem Pfarrer, dem letzten städtischen Beamten im gefährdeten Dorf, kein Haar gekrümmt. Er hatte sich nicht geflüchtet. Konnte nicht auch dieser Sturm vorüberziehen? Zudem war die Stimmung in der Gemeinde auch jetzt noch gegen eine «Wiedervereinigung», wie die Sieger sie wollten, d. h. gegen den Anschluß an den neuen Kanton.

Erst als kein Helfer erstand und die Liestaler Regierung die Ausweisung aller Basler Beamten beschloß, ging auch der Pfarrer den Weg über die Berge nach Lostorf, schweren Herzens, denn er ließ nicht nur eine treue Gemeinde, er ließ auch sein Weib zurück. Sie erwartete junges Leben, und darum wagte sie den mühseligen Weg ins Ungewisse nicht. In Lostorf wartete der Pfarrer auf ein Wort, das einen glücklichen Entscheid der Tagsatzung melden könnte und ihn zurückrufe. Diese beschloß zunächst die Besetzung von Stadt und Land, dann, am 17. August, die Totaltrennung «in der Form eines Diktatfriedens . . . ohne die Stadt Basel und die treuen Gemeinden, um deren Schicksal es ging, überhaupt anzuhören». Wiedervereinigung blieb ausdrücklich vorbehalten. So hatte Gelterkinder keine Wahl und keine Möglichkeit des Entscheides. Die Gemeinde wurde gegen ihren Willen dem neuen Kanton einverleibt. Das Recht des freien Mannes, das Selbstbestimmungsrecht, wurde durch die Tagsatzung selbst unterdrückt.

Am 11. August marschierten eidgenössische Truppen in Basel ein. Diese Tatsache, die im Brief an Pfr. Buxtorf erwähnt wird, gibt uns, neben andern Angaben, einen Anhaltspunkt zu seiner Datierung. Das Schriftstück nennt weder Ort noch Zeit der Abfassung, und der Absender zeichnet nur mit den beiden Anfangsbuchstaben seines Namens.

Frau Pfarrer Maria Buxtorf schrieb nach Lostorf ihrem Mann die folgenden Zeilen:

Lieber Rudolf!

Gott Lob und Dank, daß du glücklich entronnen bist, aber es ist recht gut, daß du fort bist, denn es hätte Unglück im Dorf gegeben, da sie sich widersetzt hätten, und wenn es dann etwas der Art gegeben hätte, so wäre es einem doch entsetzlich gewesen, Schuld daran zu sein; wenn man es kann ausweichen, so ist es besser.

Nun finden sie es sei am besten, du giengest gleich nach Basel, *aber über Arau und durchs Frikthal*; in den ersten paar Tagen sei es doch nicht gut wenn du hieherkämeest, und wenn es bis am Samstag sicher sei, so könne man es dir nach Basel berichten ob und wann du wieder kommen sollst, du kannst dann vielleicht, weil jetzt Truppen im Land sind, der gerade Weg mit der Diligence kommen, doch nicht bis du von uns Bericht hast, auch vernimmst du in Basel auch wie es steht; wie es hier abläuft wird dir der Wirz schon berichten; nun bitte ich dich wenn du morgen nach Basel kommst, gleich zur Mamma zu gehen, indem ich ihr ein Zettelchen an dich schikte, wegen dem Schüsselein, das mir aber Wirz nun brachte; hier schike ich dir noch 14. Fr. Geld; Hemd, und ein Altags Gilet schike ich dir morgen durch den Bot, der wieder hereinfährt; wenn du dann es nur bei der Mamma willst abholen, im Fall du nicht bei ihr logierst, aber du könntest zu ihr zum logieren wenn sie keine Einquartierung hat, indem die andern Geschwister keine Platz haben, wenn sie sollten Einquartierung haben, und bei der Mamma kannst du ja im hintern Zimmer sein; wenn du auch Herrn Hoschs wolltest fragen wegen Kisten, wenn sie dem Bot könnten 1 oder 2 oder so viel sie haben mitgeben morgen, sie machen uns hier freilich Hoffnung daß wir nicht fort müßten, weil sie sich an die Tagsatzung wenden wollen, allein man weiß halt nicht was die dann spricht; auf jeden Fall kannst du noch vorher wieder hieher kommen, nur nicht die ersten paar Tag bis man auch sichern Bericht hat.

Herr Pfr. Zäslin hat gar geweint als er von hier abfuhr, es waren gräßliche Kerle wo ihn fortnahmen, und sie sprengten

mit ihm nach Liestall ganz entsetzlich, sie hatten Halt gemacht im Ochsen, und haben ihn verspottet und beschimpft und geschmäht so viel sie konnten, o in was für Hände wärest du gefallen besonders da sie auf dich schon lang einen Haß hatten. Wirz hat es auch gesagt, es sei so gut daß du fort seiest, Herr President meinte zwar du hättest können bleiben, allein wir haben seitdem erfahren, daß sie in der Nacht doch noch gekommen wären dich zu holen.

Heute Morgen war Hoch hier, er fragte nach dir, ich sagte ihm aber ganz trocken, du seiest nicht da, er frug dann, wann du heim kämest, ich sagte nur, ich weiß es nicht, er frug mich dann ob Frau Pfr. zu Hause wäre, ich ganz kurz sagte nur: ja, als er nun scheints merkte daß man sich nicht weiter mit ihm einlassen wollte, indem ich ihn stehen ließ um mit jemand anderm zu reden, so empfahl er sich wieder, und ich ließ ihn gehen und machte nur eine kleine stumme Verbeugung und die Thüre hinter ihm zu, was er nun gewolt hat weiß ich nicht, hätte er etwas gefordert so hätte ich ihm gesagt, es gehe ihn nichts an, der President sei dafür da.

In Basel ließe ich alle herzlich grüßen, und sage der Mama ich sei G[ott] L[ob] wohl und gesund und der Schrecken habe mir ganz nichts geschadet, sie wird eben wahrscheinlich in der Angst sein wegen mir, als sie das Briefchen las, beruhige sie darum, und schreibe mir sobald als möglich.

In Liestal haben die Eidgenössischen die Kanönchen fortgeführt und entwafnen alle Dörfer, nun wollen aber die Scharfschützen nicht wo auch hier sind; sie haben stark geschossen auf dem Kienberg, indem sie Herrn Oberst Braun einen Freiheitsbaum setzen; die Chasseurs wo diesen Morgen gekommen sind sagen sie seien um einer Wiedervereinigung willen gekommen, es könnte denn doch sein daß es einen solchen Ausgang nimmt, aber die hiesige Gemeinde wehrt sich ritterlich, sie haben einhellig beschlossen nicht anzuschließen, hingegen sagte der Schulmeister in Rikenbach, er sei der einzige gewesen der nicht für Anschließung gestimmt habe.

Aber das hat mich gefreut zu sehen wie die Gemeinde jammert hat gestern Abend; es habe alles geweint die Gassen

ab und die Jungen seien alle bereit gewesen, Leib und Leben zu wagen für dich, indem sie dich nicht auf diese Art zum Dorfe gelassen hätten, aber darum ist es gut daß du fort warst um Unglück zu vermeiden.

Nun wird die Gemeinde bald aus sein und ich will schließen, schreibe mir bald und wie es mit einem Logis sei, wenn es ja der Fall wäre, ob wir in Lützelhof könnten, oder ob sie noch nicht da sind, wir paken nun einstweilen was man entbehren kann, aber schiken thun wir noch nichts, bis man nähern Bericht hat.

Lebe wohl lieber Rudolf, wir grüßen dich alle herzlich, und wenn du etwas willst so berichte es mir, ich denke du wirst deinen Begleitern noch nichts gegeben haben für ihre Mühe, man kann es dann geben wann du wieder da bist.

So eben kommt Wirz und sagt du sollest noch in Lostorf bleiben bis morgen, er will dann morgen dir Bericht bringen ob du fort sollst oder wiederkommen, wahrscheinlich kannst du wieder mit ihm hieher zurück, es wäre mir auch am liebsten, die ganze Gemeinde will dich nicht fortlassen, und jetzt sind Truppen hier, da dürften sie ja nichts machen, darum wirst du wohl wieder zurück kehren.

Lebe wohl deine dich liebende M. B.
In Eil

Der Brief wurde abgefangen und dem Baselbieter Kommandanten ausgeliefert.

In jenen Tagen mußten auch noch die letzten Basler Pfarrer aus ihren Landgemeinden weichen, wenn sie nicht den Eid auf die Landschäftler Verfassung und die neuen Oberbehörden leisten wollten. Zur Eidleistung aber bequemten sich nur zwei: Lutz und Hoch. Achtundzwanzig Pfarrer dagegen gaben ihre Stellen auf — keineswegs leichten Herzens, und manche von ihnen von ihrer Gemeinde schmerzlich und mit Zeichen der Anhänglichkeit und Dankbarkeit entlassen. Pfarrer Zäslin in Kilchberg, der im Brief genannt wird, wollte nicht flüchten. Da wurde er am Sonntag, den 11. August, durch zwei Landjäger, neun Scharfschützen und einen Chasseur ausgehoben und

in einem Wägelein nach Gelterkinden gebracht! Zwei Landjäger beförderten ihn von dort nach Liestal. Im Verhör erklärte er, er wisse nicht, warum man ihn fortschicke, da er sich nie in etwas Politisches gemischt habe — eine Behauptung, die nun allerdings nicht ganz wortgetreu aufzunehmen ist. Er sei 1799 von der Verwaltungskammer zum Pfarrer gewählt worden und habe keiner Regierung schwören müssen, er sei also auch kein Basler Beamter. Er erhielt Frist zum Ordnen seiner Sachen, versuchte nun aber zu bleiben. Die Gemeinde stand zu ihm. Aber sie konnte ihn nicht halten.

Es würde hier zu weit führen, die umstrittene «Schuldfrage der Basler Pfarrer», denen eine zu schroffe und einseitige Haltung vorgeworfen wird, im einzelnen zu diskutieren. Mit dem Abdruck des Buxtorfischen Briefes verfolgten wir ja nicht zuletzt die Absicht, zu zeigen, wie eng das Verhältnis des Geistlichen zu seiner Gemeinde — und sicher nicht nur in diesem Falle — sein konnte. Die Zahl der Zeugnisse für solche Verbundenheit ist überraschend groß. Wir vernehmen sogar, wie patriotisch gesinnte Gemeinden sich gegen die Absetzung ihres Pfarrers durch die neuen Machthaber auflehnten. Diese letzteren aber sahen in den Basler Geistlichen nichts anderes als eingefleischte «Aristokraten». Je stärker, auch in rein geistlichen Dingen, ihr Einfluß auf die Gemeinde war, um so notwendiger erschien der neuen Regierung die Säuberung. Selbstverständlich gab es auch Geistliche, — und das hat Karl Gauß in seinen wohlmeinenden und verständnisvollen Darstellungen zugegeben, — die in einer gewissen Unbelehrbarkeit und Selbstgerechtigkeit die Kanzel mißbrauchten, weil sie in den zeitgemäßen und legitimen Forderungen der Baselbieter nach Rechtsgleichheit nichts anderes sahen als Auflehnung gegen Gott und die Obrigkeit. Es gab «Märtyrer mit zweifelhaftem Heiligenschein» unter ihnen. Aber das Urteil darf nicht generalisiert werden. Vor allem muß es sich frei halten von der haßerfüllten Publizistik und dem doch recht schäbigen Vergnügen an den beißenden Spottversen, mit denen Kölner der Saure und Reitard die Basler in den Schmutz zogen. So ist das Bild des Pfarrers von Ziefen in Kölners «Aristokraten Totentanz» ein Zerr-

bild. Nicht nur Linder, der die Gemeinde hinter sich hatte, der ganze Stand sollte der Lächerlichkeit preisgegeben werden. «Nach den Früchten zu urteilen», schreibt Karl Gauß über die Pfarrer auf der Landschaft, «können die Männer nicht so schlecht gewesen sein, wie man sie in der Erregung der Zeit dargestellt hat.» Fügen wir bei: den meisten wurde Dank und Liebe bekundet, als sie von ihrer Gemeinde Abschied nehmen mußten. In den Augen der neuen Regierungsmänner freilich waren sie «geistliche Marktschreier» und darum gefährlich.

Mit unnötiger Schärfe hat Eduard Schweizer in seiner ebenso gründlichen wie temperamentvollen Darstellung der Dreißiger Wirren sich gegen die Auffassung gewendet, die im Aufsatz von Ernst Staehelin über «die Basler Kirche in den Basler Revolutionswirren» zur Geltung kommt. Schweizer nimmt, und mit guten Gründen, die Pfarrer in Schutz. Aber er übersieht — vielleicht bewußt —, daß Staehelins Ausführungen von grundsätzlichen theologischen Ueberlegungen geleitet werden: «Es hätte gesagt werden müssen», so schreibt Staehelin, «daß im Lichte der neuen Welt Gottes auch das System des konservativen Patriarchalismus etwas durchaus Fragwürdiges sei, voll falscher Erstarrtheit . . . gesättigt mit Erhebung des Menschen über den Menschen . . . beladen mit Unterdrückung hoffnungsvoller Regungen und darum herausfordernd Gericht und gewaltsame Auflehnung. . .»

Diese Gedanken eröffnen eine ganz andere Sicht. Sie dürfen uns aber nicht dazu führen, die entscheidende Tatsache in ihrer ganzen großen Bedeutung zu verkennen, daß die damalige Kirche, um auch mit Staehelin zu reden: «in den Staatsorganismus eingeordnet war», und daß die Pfarrer nicht nur Diener des göttlichen Wortes, sondern zugleich Beamte des Staates waren. Von diesem Gesichtspunkt aus beurteilen Gauß und Schweizer noch stärker die damalige durch das Staatskirchentum beeinflusste Haltung der Basler Pfarrer, deren großer Teil in herrnhutischem Geist streng bibelgläubig auch das Wort von der Gottgewollten Obrigkeit befolgte. Und gerade durch diese ihre Obrigkeit wurden sie in eine unhaltbare Lage gebracht: der Staat entließ sie nicht aus ihrer Gehorsamspflicht,

auch nicht, als ihm die Regierungsgewalt auf der Landschaft entrissen war; er war aber außerstande, die Pfarrer zu schützen. Sie waren gezwungen, Proklamationen ihrer Regierung von der Kanzel zu verlesen und schon dadurch jedesmal zu bekunden, daß sie «geistliche Beamte» der Stadt waren. Sie waren die Exponenten dieser Stadt, in getrennten und nicht getrennten Gemeinden, und nun kam die landschaftliche Regierung und wollte sich ihre politische Zuverlässigkeit garantieren lassen.

Diskutiert man die «Schuldfrage» im Blick auf die Basler Kirche, dann darf man diese Spannungen, unter denen die Geistlichen auf der Landschaft standen, nicht leicht nehmen. Wenn die Kirche eine schwere Verantwortung auf sich genommen hat, dann in der Stadt selbst. Es geschah am 4. Januar 1831, also noch ganz in den Anfängen, daß die aufgeregten Bürger in die Martinskirche strömten. «Die anfänglich schwankende Stimmung schlug um, als der populäre Pfarrer Kraus die Leute mit packenden Worten aufrüttelte und zur Notwehr für die gerechte Sache der Regierung begeisterte.» Das wurde zur «entscheidenden Wendung». «Von dieser Stunde an erwachte in Basel eine ungewohnte einmütige Stimmung.» Wie nirgends schloß «die Stadt mit Gott und mit der Obrigkeit einen Bund». Paul Burckhardt faßt in der Basler Geschichte sein Urteil über das Auftreten von Pfr. Kraus dahin zusammen: «Die Januartage haben eine Situation geschaffen, die schwerlich wieder gut zu machen war.» Damit wäre auch die Frage Ernst Staehelins beantwortet, ob die Pfarrer recht gehandelt haben. Hier, in der Martinskirche, verhärtete sich der Bund von Kirche und Staat zum Unglück der Stadt. Man mag sich an den Beginn des Einundneunziger Wesens erinnern, um sich klar zu werden, was für eine unheilvolle Wirkung vom Wort der Kirche auszugehen vermag. Es ist vielleicht angesichts der Bindung an den Staat nicht richtig, von persönlicher Schuld der Pfarrer zu reden, wohl aber von schwerer Mitverantwortung.

Es war durchaus klug, wenn der Statthalter Paravicini, der mit dem Eifer des Pfarrers Martin von Brunn sehr unzufrieden war, der Regierung zu bedenken gab, es sei zurzeit auf der Landschaft nicht ratsam, den Einfluß der Geistlichkeit auf das

Volk für die Politik zu verwenden. Man müsse auch den Schein einer Absicht vermeiden und mit größter Behutsamkeit vorgehen. Wenn Pfarrer Buxtorf am Buß- und Betttag 1831 gegen «falsche Freiheit» redete, «die sich selbst auf Lossagung vom Gehorsam gegen Gott und sein heiliges Wort ausdehne», dann stand er zwar in Uebereinstimmung mit seinen Zuhörern, aber er betrat doch eine gefährliche Bahn. Ob der Unerfahrene sie rechtzeitig verlassen hat, das wissen wir nicht. Die Schonung, die er von Seite der «Getrennten» erfuhr, läßt vermuten, daß er, wie die Gemeinde, politisch kluge Zurückhaltung gelernt hat.

Als der Sieger vom 3. August die Ausweisung der Basler Beamten forderte, richtete die Gemeinde Gelterkinder mit Einstimmigkeit den Wunsch an die neue Regierung, daß sie ihren Pfarrer wenigstens bis zu einem definitiven Tagsatzungsbeschluß behalten dürfe, dies um so mehr, als dessen Frau «jüngster Tage Kindbetterin geworden sei» (16. 8. 1833). Ein paar Tage später erhielt der Bezirksverwalter in Sissach die Aufforderung, die baselischen «Priester», welche sich allenfalls in den ehemals nicht getrennten Gemeinden wieder einnisten möchten, mit aller Strenge fortzuweisen . . . hingegen der Frau Pfarrerin in Gelterkinder den Aufenthalt bis zu ihrer Genesung oder Transportfähigkeit zu gestatten. Es war auch diesmal wieder der Staat, rechts und links, der in einseitiger politischer Orientierung, ohne geistliche Sicht, das Los von Pfarrer und Gemeinde bestimmte.

Johann Rudolf Buxtorf gehorchte. Er zog in seine Vaterstadt und nahm Wohnung in seinem Haus in der Neuen Vorstadt (jetzt Hebelstraße benannt); er erwarb später auch das Nachbarhaus (alte Nummern 261 und 262, neue Nummern 16/18).

Im Juni 1834 ordnete die Stadt die Entschädigung und teilweise Pensionierung der vertriebenen Pfarrer. Nicht weniger wichtig war es, den «Exulanten» ein neues Feld der Tätigkeit zu erschließen. Nach dem Tode von Pfr. Friedrich Braun bewarb sich Buxtorf, damals 37jährig, um das Amt eines Waisenspredigers. In der Wahl, die unter Anwesenheit des Antistes,

zweier Ratsherren, eines Herrn Deputaten und der Inspektion vorgenommen wurde, erhielt er die gleiche Zahl von Stimmen wie sein Mitbewerber Pfr. Stickelberger. Das Los entschied zu seinen Gunsten. Der Kleine Rat gab seine Bestätigung (24. 6. 1837).

Das Amt eines Waisenpredigers galt als das bescheidenste innerhalb des städtischen Pfarrdienstes. Der Pfarrer war «Filiolist» und zugleich Religionslehrer im Waisenhaus. Als Filiolist hatte er alle Sonn- und Festtage eine öffentliche Frühpredigt im Waisenhaus zu halten, am Karfreitag Morgen um 9 Uhr eine Passionspredigt im Münster. Er hatte die Waisenkinder zu betreuen, war verpflichtet, nötigenfalls außer dem Religionsunterricht 10—14 Stunden «in angemessenen Fächern» zu erteilen, er mußte die «jungen Züchtlinge», die im Waisenhaus untergebracht waren, zur Besserung ermuntern, sollte die zum Tod verurteilten Missetäter besuchen und, wenn die Reihe an ihn kam, sie zur Richtstätte begleiten. Er war also Waisen- und Zuchthauspfarrer in einer Person, zugleich auch Stellvertreter des Waisenvaters.

Ganz bescheiden war sein Einkommen: als «Filiolist» bezog er vom Staat 300 Fr. in bar, dazu kamen 5 Sack Kernen und 6 Saum Wein. Aus dem Fisco Summi Templi erhielt er den Zins eines Legates im Betrag von 9 Fr. 6 Batzen; vom Waisenhaus 300 Fr. Ein «bescheidener Zuschuß» für die Extraschulstunden mehrte den Ertrag. Mit großer Entschiedenheit setzte sich der Antistes im Namen des Kirchenrates bei Bürgermeister und Rat für den Waisenhausprediger ein, dessen Einkommen weder der Arbeit noch den Lebenskosten entspreche.

Auch der Statthalter Johannes Burckhardt fand Auskommen und Arbeit in der Stadt. Eine Zeitlang war er Waisenhausverwalter. Dann wurde er Stadtschreiber. Aber er überlebte die «Wirren» nur wenige Jahre. Er starb 36 Jahre alt. Buxtorf hingegen wirkte in segensreicher Tätigkeit, bis ihn im Jahr 1863 der Tod aus der Arbeit wegrief. Er wurde begraben zu St. Peter.

Den Brief, den ihm die tapfere Pfarrfrau, die in der Sorge um ihren Mann ihre eigenen Aengste verschwie, durch einen

Boten nach Lostorf schickte, hat Johann Rudolf Buxtorf nie zu Gesicht bekommen. Die Grenze wurde von den Siegern des 3. August überwacht, Briefschaften wurden abgenommen, und Blarer hatte keine Lust, dem rechtmäßigen Adressaten ein Schriftstück zuzustellen, in dem so eindeutig von der Anhänglichkeit der Gemeinde für ihren Pfarrer die Rede war. Mit Proklamationen und allerhand Aktenstücken geriet das Schreiben in Vergessenheit, bis es vom Verfasser dieser Zeilen aus der Makulatur auf einem Baselbieter Dachboden aufgestöbert und nun den Lesern mitgeteilt wurde als ein Dokument, das einerseits ein glücklich-schönes Verhältnis von Gemeinde und Pfarrer, auch im Unglück, bezeugt, andererseits uns in Erinnerung rufen kann, mit welcher Treue und Redlichkeit die Gemeinde zur Stadt gehalten hat sogar dann noch, als sie um dieser Treue willen unsagbares Leid erdulden mußte, ohne daß die Stadt wirklichen Beistand geleistet hätte. Nicht aus freier Entscheidung, nur dem Zwang und dem Beschluß der Tag-satzung nachgebend, hat Gelterkinden sich dem neuen Kanton angeschlossen. Als in Anwesenheit der eidgenössischen Kommissäre die Landräte des Kantons Basel-Landschaft vereidigt wurden, erklärte ihnen der Regierungspräsident Singeisen, sie dürften nun gar keinen Verkehr mehr mit Basel haben. Darauf aber entgegnete der neugewählte Landrat und Gemeindepräsident Bußinger von Gelterkinden unter anderm, von der Regierung in Basel hätten sie nur Gutes empfangen. — Das war ein unerschrockenes Wort, man ist versucht, im Hinblick auf das unheilvolle Versagen der Stadt beschämt zu bekennen: ein unverdientes Wort. Ein Wort, das uns zu unvergeßlichem Dank verpflichtet.